

Rede des Ministers des Innern und Stellvertretenden Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg, Jörg Schönbohm beim Kongress „Sprache und Menschenbild“ des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache, Reichstag, 27.10.2005,

Kategorischer Imperativ der Sprache

Begrüßung

Dank für die Einladung

Ich möchte mit meinem Beitrag dafür werben, auch in der politischen Auseinandersetzung, Regeln zu beachten. Lassen Sie mich darum mit einem Zitat des berühmten amerikanischen Architekten und Hauptvertreters der Chicago School, Louis Sullivan, beginnen:

“Es ist das Gesetz aller organischen und anorganischen, aller physischen und metaphysischen, aller menschlichen und übermenschlichen Dinge, aller echten Manifestationen des Kopfes, des Herzens und der Seele, dass das Leben in seinem Ausdruck erkennbar ist, dass die Form immer der Funktion folgt.“

Form follows function.

Sie mögen nun einwenden, das habe etwas mit Architektur, Design, Kunst auch mit Zweckmäßigkeit zu tun, was aber mit „Sprache und Menschenbild“, dem Thema dieses Kongresses ?

Lassen wir einmal alle Ironie beiseite!

Wir sind – jedenfalls ganz überwiegend – vernunftbestimmte Wesen.

In einem langen evolutionären Prozess haben wir gelernt, Emotionen – im Normalfall – durch den Verstand zu kontrollieren.

Natürlich weiß ich, dass es zum Thema ‚ratio und emotio‘ ganze Bibliotheken gibt, in denen nahezu jede einigermaßen vertretbare These zu deren Verhältnis zueinander auch vertreten wird. Beider Symbiose macht den Menschen aus und bestimmt sein Zusammenleben mit anderen.

Mir genügt für die Analyse, dass, was wir sagen, auf einem Gedanken, einer Vorstellung, einer Überzeugung basiert.

Lassen wir darum getrost beiseite, dass es Leute gibt, die erst reden, bevor sie denken. Auch wenn Sie noch so gespannt sein sollten, verkneife ich mir Hinweise auf die politischen Kontrahenten.

Wenn es aber so ist, dass Sprache auf Gedanken basiert, dann hat Sullivan Recht. Die Gedanken drücken sich in der Sprache aus und ihre Form, in der wir sie ausdrücken, ist Mittel, mit unseren Gedanken auch etwas zu bewirken. Dabei liegen die Standards weitgehend fest – von der Schmeichelei bis zur Grobheit, vom Beruhigen bis zum Aufsehen Erregen. Wir kennen die Reaktionen – und nutzen sie auch: um Aufmerksamkeit zu erreichen, um besser wahrgenommen zu werden.

Natürlich gibt es Versprecher, zumal solche, die öffentlich wahrnehmbar sind und die an einen Schadenfreudekoeffizienten gekoppelt zu sein scheinen.

Gelegentlich sind auch emotionale Ausbrüche zu beobachten, die von den einen als Temperament entschuldigt, von anderen aus dem gleichen Grund

verurteilt werden. Bisweilen aber sind es kalt überlegte Verletzungen, um den politischen Gegner zu düpiieren oder herunterzuputzen. Ich erinnere nur Wehners Schmä, den Abgeordneten Wohlrabe als Übelkrähe zu bezeichnen.

Kalkuliert oder auch nicht, wer kann das schon ganz genau wissen – außer dem Sprecher selbst.

Ich will darauf nicht näher eingehen.

Allgemeine Erkenntnis der Kommunikationslehre ist, dass, wer etwas bewirken will, die Aufmerksamkeit des Anderen erwirken muss.

Er muss betroffen machen, sich Gehör verschaffen, in seinen Bann ziehen.

Das Ziel ist klar: eine Entscheidung für eine Person, ein Argument oder eine Sache auszulösen. Daran orientieren sich Duktus und Stil der Sprache – die bloße Information über einen Sachverhalt hingegen zielt emotionsfrei auf die Ratio.

Nun mag man ein wenig kulturpessimistisch, wie in Deutschland üblich, beklagen, die Zeit sei immer schnelllebiger, die Gesellschaft immer reizüberfluteter, die Dinge der res publica auf kaum noch nachvollziehbarem Niveau kompliziert.

Ja, das mag alles richtig sein, aber hat das nicht immer schon gegolten?

Die Frage ist allerdings ernst und führt zum Kern unseres Themas: Was ist damit zu rechtfertigen?

Kann der permanente Tabubruch gerechtfertigt werden, die Verunglimpfung des Anderen, die Verletzung von Gefühlen, die Menschenwürde?

Die Antwort kann, darf nicht anders lauten als nein.

Wem aber ist damit ernst, wo bleibt die Mäßigung des Ausdrucks, wo der Verzicht auf verletzende Assoziation?

Schon eine kurze Bewertung des beinahe schon Üblichen, die Einschätzung, auf welches Ziel der schon bislang zu konstatierende Bruch zivilisatorischer Prinzipien hintreibt, müsste uns doch sofort innehalten lassen.

Wir halten uns zivilisatorischen Fortschritt zugute. Wir überwinden Primitivität und Grobheit, warum nicht auch im Umgang mit der Sprache?

Erkennbar stimmt eben etwas nicht: entweder das Denken oder die kommunikative Ausführung, das Reden.

Wenn die Form der Funktion folgt, was ich für richtig halte, dann stimmt im Denken etwas nicht.

So wie in den darstellenden Künsten Form und Inhalt zusammengehören, so gibt die Sprache stets auch Aufschluss über den Plan, die schöpferische Absicht. Sie bestätigt und - sie entlarvt.

Denken und Sprache gehören zusammen. Lassen wir auch hier die in jeder Hinsicht Unmündigen zur Seite. Wer der Worte nicht mächtig, wer nicht in Worte fassen kann, was ausgedrückt werden soll, kommuniziert eben auch

nur eingeschränkt. Mangelnde Fremdsprachenkenntnisse belegen das anschaulich.

Wenn Sie die Wortfolge des Kongressthemas tauschen, Menschenbild und Sprache, wird offenbar, woran Mangel herrscht, wo Defizite sind. Es ist das Menschenbild.

Gesündigt wird in Gedanken, dann erst in Worten und Taten.

Das offenbar defizitäre Menschenbild hat viele Ursachen, eine gewiss auch: den Zeitgeist, eine Verführung durch das Schlechtere.

Solange man Herr über seine Sinne, seines Denkens ist, hat man sozusagen Exklusivrecht auf das Menschenbild, das man hat. Es ist gewissenhaft veränder- und formbar. Wäre das nicht so, oder würden wir nicht mehr daran glauben, wäre keine Zukunft mehr.

Wenn wir an das Menschenbild von Platon über Thomas Morus, Tommaso Campanella bis hin zu den sozialistischen Ideologien und Utopien denken, dann wird uns deutlich, dass wir niemals, besser: niemals mehr einen Absolutheitsanspruch von Menschen über Menschen zulassen dürfen.

Kant hat einmal – sein insgesamt eher idealistisches Menschenbild relativierend – gesagt: „Aus so krummem Holze, aus dem der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.“

Die Aufgabe zur Erziehung gewinnt damit bei ihm allerdings einen desto deutlicheren Aufforderungscharakter.

Es würde weit führen, die Ursachen zu untersuchen, die zu den Defiziten des Menschenbildes beim Einzelnen führen. Eines aber scheint das Grundmuster abzubilden: fehlende Demut, auch Respekt vor dem Anderen, vor allem aber gestörte Perspektiven.

Sich in Frage stellen zu können, würde den Blick darauf eröffnen, den Anderen als gleichwertig in seiner unverwechselbaren Individualität, seiner Einzigartigkeit, wahrzunehmen. Darin ist er dem Anderen gleich. Der Umgang mit diesem ist dann eigentlich der Umgang mit sich selbst.

Das Sprichwort sagt: „Was Du nicht willst, was man Dir tu', das füg' auch keinem Anderen zu.“ Es ist das Selbstbildnis im Anderen, dass uns vor Hochmut, auch dem der Gedanken abhalten sollte.

Darum ist der Kategorische Imperativ der Sprache, Imperativ, das Denken zu ändern, das von ihm projizierte Menschenbild zu korrigieren.

Werben wir also dafür, diesem Imperativ zu folgen. Eine Gesellschaft, die sich nicht auf einem Wertefundament gründet, ist inhuman. Werte aber müssen gelebt und vorgelebt werden, nicht nur vorgespielt. Damit müssen wir, jeder an seinem Platz, ernst machen.

Nachdenklich zu werden, ist nicht die schlechteste der Tugenden. Skeptiker zu überzeugen, ist nicht aussichtslos.

Arbeiten wir also an der Form, an dem sie ausdrückenden Gedanken!

„Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie allgemeines Gesetz werde.“ So hat es Kant geschrieben.

In aller Bescheidenheit will ich anfügen: Denken wir daran, dass wir so denken.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.